

37, 78, 20

— 25 —

morgens erheben

persönliche Tätigkeit würde es ja heute gar nicht so viel ausmachen. Es wirkt nur so zauberhaft auf dem dunkeln Hintergrund der durch sie bewirkten Pleite. Aber erfährt nicht der Heroenkult immerhin dadurch eine abschwächende Tendenz, daß der Hauptheros am wenigsten kriegt? Wenn man noch dazu bedenkt, daß die Voraussetzungen zu diesem Geschäft zwar von den Autoren der Not geschaffen sind, aber doch jedenfalls ein großer Betrag für jene in Abzug zu bringen sein wird, die ihnen die Bücher geschrieben haben. Immerhin, Deutschland erlebt die Genugtuung, daß den schmerzlichsten Reparationen und allen Blutsaugereien der Besatzungsbordelle doch eine Aktivpost gegenübersteht: seine Heerführer finden in Amerika Anwert wie seine Hanswurst, und wie nur ein Lehar-Ensemble sind die Librettisten der tragischen Operette begehrt. Sie haben ein einzig Volk von Brüdern so lange zum Durchhalten gezwungen, bis sie selbst sich den Brothers verschreiben konnten. Wir, die ein kurzes Gedächtnis langer Leiden tauglich macht, sie wieder zu erleben, möchten vergessen, was jene getan haben. Sie aber haben es gut: sie können sich erinnern!

Blinder Eifer schadet nur

Zu jenem Gebrauch für Volks- und Bürgerschulen, der der Reichspost am Herzen liegt, empfiehlt sich das folgende Lesestück:

Als die Exkaiserin Zita zum erstenmale seit ihrer Entfernung im Aeroplan wieder in die Schweiz kam, fand sie ihre Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Dies veranlaßte die Reichspost zu einer bitteren, aber treffenden Bemerkung:

Nach der Abreise ihrer Kinder war die Kaiserin ganz an ihr Zimmer gebannt. Wohl war es ihre Lebensgewohnheit, aus gesundheitlichen Rücksichten täglich in der freien Luft sich zu bewegen.

Als der Exkaiser Karl gestorben war, berief sich die Reichspost auf eine pietätvolle Zeitungsstimme und schrieb:

Das Blatt schildert dann, wie der Herrscher als Alkoholiker verleumdet wurde, und sagt von ihm: Er mußte den Kelch des Leidens bis zur Neige lehren.

Wie sie heiraten

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht oder vielmehr in Tagen, wo die kaiserlose, die schreckliche Zeit noch nicht geendigt war,

doch immerhin auch in einer stark katholischen Gegend, ist im dortigen Anzeiger das Folgende erschienen :

Heirat! Junger Kaufmann, 28 Jahre, hier fremd, sucht passende Lebensgefährtin — Alter 25 bis 30 Jahre — mit Vermögen. Es wird jedoch mehr Wert auf vorhandene Räumlichkeiten gelegt, da beabsichtigt ist, hieselbst ein Engrosgeschäft zu übernehmen. Damen, auch Witwen, die über drei Räume verfügen, bitte um vertrauensvolle Zuschriften. Diskretion Ehrensache. Gefällige Angebote u. s. w.

»Solche Geschäfte werden alle Tage und überall abgeschlossen, und sie werden dann in der Kirche eingesegnet. Ob diese Ehen wohl auch ‚im Himmel geschlossen‘ und ‚heilig und untrennbar sind‘, Herr Piff! ?«

fragt ein Neugieriger. Die Frage ist zu bejahen, solange diese katholische Menschheit einen besseren Magen hat als ihre Kirche, indem sie sich diese schmecken läßt. In jenem Falle aber und in den jetzt so zahlreichen Fällen, wo sie den Segen dazu gibt, daß der eheliche Beischlaf soviel wie Beiwohnen bedeutet, kurz in allen den Fällen, wo der Mieterschutz geheiligt ist, könnte füglich nicht nur von einer Untrennbarkeit, sondern geradezu von einer Unkündbarkeit der Ehe gesprochen werden.

* * *

Ein Brief

der schon an dem Tag, an dem er abgeschickt werden sollte, den Adressaten verfehlt hätte und dessen Inhalt wohl immer unbestellbar bleiben wird:

An den Bundeskanzler Schober.

Hochgeehrter Herr!

Von einer Auslandsreise heimgekehrt, beeeile ich mich, Ihnen als dem Leiter des Finanzministeriums zu versichern, daß noch viel hoffnungsloser als die wirtschaftliche Misere des Vaterlands das Benehmen der Finanzorgane ist, die den Heimkehrenden als die Repräsentanten der österreichischen Staatshoheit an der Grenze empfangen. Nicht daß sie sich als Vertreter eines Bettlerstaates

auf das halbe Kilo Zucker oder die fünfzig Zigaretten stürzen, die sie mit begreiflichem Mißtrauen im Koffer vermuten und mit berechtigtem Eifer suchen, ist das Verdrießliche. Wohl aber der Ton, der in jedem, welcher die österreichische Grenze zu überschreiten wagt, einen Delinquenten anzusprechen scheint. Es ist doch unerträglich, daß zu den Besitztümern, die der Reisende unbedingt nicht hinübernehmen darf, die Menschenwürde gehören soll, und es mag dahingestellt bleiben, ob es für den Ruf dieses Staates im Ausland abträglicher wäre, daß der Fremde den Eindruck empfängt, in ein Land der schlechten Manieren zu geraten, oder dem patriotischen Gefühl unangemessener, daß der Inländer nur mit Widerstreben ein Territorium betritt, an dessen Schwelle er bloß dafür, daß es ihm einfiel, zurückzukommen, angeschnauzt wird. Auf Wunsch kann Ihnen mit genaueren Daten über das Betragen eines österreichischen Gepäcksrevisors gedient werden, der der Meinung zu sein schien, daß das Öffnen des Koffers eine militärische Übung sei und im Ton der Abrichtung verfügt werden müsse. Die Widerlichkeit der Szene wurde womöglich durch die Schüchternheit gesteigert, in die er gegenüber einem Passagier umschlug, der mit ironischem Gleichmut antwortete und in dem er, schon allein dadurch verwirrt und umso mehr, als der Koffer statt Zucker Manuskripte und Bücher darwies, einen »Redakteur« vermutete. Die Frage »Ist der Herr vielleicht a Redakteur oder so was?« wurde nur als ein weiterer Beweis des Mißtrauens abgewiesen, wiewohl es unschwer gewesen wäre, durch die Bejahung ein Wunder der Liebenswürdigkeit zu bewirken. Da nun nicht lauter Redakteure die Grenze passieren, sondern auch solche Reisende, die sich selbst einschüchtern lassen, etwa Frauen, so wäre wohl eine Weisung dringend geboten, durch welche den Leuten, denen die Suche nach Zucker und Tabak obliegt und die infolgedessen einen Machtrausch produzieren, der uns noch von den Kriegszeiten in grauslichster Erinnerung ist, eingeschärft wird, daß sie sich anständig zu benehmen haben. Bei Inländern, die ohnedies schon abgehärtet sind und im Umgang mit dem Kasmadertum in seinen schwersten Formen bereits einige Übung haben, kann die Sache ja nicht zu bösen Weiterungen führen. Aber die Fremden, nach denen dieser Staat lechzt, sollten doch nicht schon an der Grenze erkennen müssen, daß er

sich der untauglichsten Mittel bedient, um sie anzulocken, und es kann der Hebung des Verkehrs derselben keineswegs zustattenkommen, wenn, wie ich es einmal in Lundenburg gehört habe, einem Amerikaner von einem ziemlich lauten Kontrollorgan der Rat widerfährt: »Gengan S' nach Amerika zruck, wann Ihna was net recht is!« Gegen diesen Rat wäre gewiß nichts einzuwenden, wenn sich hierin ein volkswirtschaftliches Bedenken gegen den Zustrom von Aufkäufern unserer armen Reste geregt hätte, es war aber im Gegenteil Größenwahn und gewiß wäre es verhängnisvoll, wenn etwa auch die Abgesandten des Herrn Morgan solchen und ähnlichen Fatalitäten, wie sie sich tagtäglich ereignen, ausgesetzt wären. Aus allen diesen Gründen und weil es doch einleuchtend ist, daß sich mit solchen Grenzhütern nicht Staat machen läßt, wäre es endlich angebracht, sie, die ja heute zum Glück nicht mehr die schon seinerzeit faule Ausrede haben, die militärische Sicherheit des Vaterlandes schützen zu müssen, darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich nicht wie die Feldwebel auf den reisenden Feind oder den reisenden Eigenen zu stürzen, auch nicht wie die Berserker die Koffer in Unordnung zu bringen und daß sie jede Unhöflichkeit zu unterlassen haben wie jeden unziemlichen Scherz, der an und für sich und umsomehr durch die vorgestellte und so wenig behauptete Würde der Staatsrepräsentanz verletzen muß. Da der Reisende beim geringsten Widerspruch Gefahr läuft, am Weiterreisen verhindert zu werden, und lieber jede Demütigung über sich ergehen läßt, so erscheint das Betragen solcher Repräsentanten als die vollkommenste Ausnützung jener Wehrlosigkeit, die im Shakespeare'schen Satz »Dem Hund im Amt gehorcht man« als die Beziehung des Bürgers zur Autorität endgiltig bezeichnet ist, wobei ich freilich als Hundefreund zweifeln möchte, ob das Tier je durch Machterhöhung die Harmonie der Natur verletzen könnte. Dagegen bin ich durchaus überzeugt, daß gerade Sie, sehr geehrter Herr Bundeskanzler, der schon als Polizeipräsident die Veredlung der in ihren Sitten so rauen Sittenpolizeiorgane angestrebt hat, sich ein hinreichend lebendiges Gefühl für die Unleidlichkeit bürokratischer Ausartung bewahrt haben, um ihr wenigstens jene Grenze zu setzen, die sich mit der Landesgrenze deckt.

X



Das Edelweiß

Hermann Bahr hat bekanntlich außer Adalbert Stifter, Maeterlinck, d'Annunzio, Hofmannsthal, dem Poldi und dem Barock auch den Dichter Franz Löser entdeckt und von diesem uns öfter erzählt, daß er »eine Theaterprätzen« habe, die er dem Anzengruber reichen kann und mit der er auch den »Jedermann« bearbeitet hat, zu dem Zwecke, daß Dorfkirchl zuschaue. Man soll einem Dichter, den Herr Bahr entdeckt hat, darum nicht unrecht tun. Wie Stifter nichts dafür kann, so wäre es ja immerhin möglich, daß auch ein Anfänger stärker ist als das Bedenken, das er zugleich mit der Begeisterung des Hermann Bahr geweckt hat. Nun habe ich kürzlich aus Salzburg, dessen Fremdenverkehr seit der Übersiedlung seiner größten Sehenswürdigkeit nachgelassen hat — während er sich in München hebt —, eine kolorierte Ansichtskarte erhalten, die »Das Edelweiß« betitelt ist und im Vordergrund einer Hochgebirgslandschaft, eines sogenannten Panoramas, ein Felsgestein zeigt, auf dem zwischen Edelweiß eine Infanteristenkappe gedeiht. Unterhalb der Vegetation findet sich das folgende Gedicht von Franz Löser, k. u. k. Inf. Rg. 59, geschrieben »im Schützengraben am 1. März 1915«. Der Dichter ist also gewiß ein armer Blumenteufl gewesen, den die Situation, in der er es schrieb, später wohl zu einer weniger zuversichtlichen Betrachtung der Dinge bewogen hat. Aber zum Beweis des unerschütterlichen Optimismus seines Entdeckers und zur Anschauung dessen, was er sich unter einem Volksdichter vorstellt, mag es aufbewahrt bleiben:

Auf hoher steiler Felsenwand,	Dort wächst ein Blümlein schön,
Daheim bei uns im Alpenland,	Wie'n Stern ist's anzuseh'n.
Da, wo keck die Gemsen springen	Es ist ein stolzes Reis,
Und sich kühn die Adler schwingen,	Genannt: Das Edelweiß.

Auch stolz trägt es der Mann im Feld,
Den's Alpenreich dem Kaiser stellt.
Zu treu'n Kämpfern hat's uns gemacht,
Den Tit'l Blumenteufl eingebracht.

Es ist zu hoffen, daß solange keck die Gemsen springen, sich kühn die Adler schwingen und wie immer auch da und dort die Blumenteufl singen, das Edelweiß unter keinem Tit'l mehr die Menschen zu treu'n Kämpfern machen und das Alpenreich dem Kaiser keinen einzigen Mann ins Feld stellen wird. Das walte Gott.

Von der Fruchtabtreibung

Der Einwand, daß der »Trieb zur Mutterschaft« bei der Frau das Ausschlaggebende sei und sein müsse, hält nicht Stand. Dieser Trieb erwacht in seiner ganzen elementaren Gewalt bekanntlich erst dann, wenn das Kind geboren ist.

Spricht die Reichspost, und es besteht kein Zweifel, daß der Trieb mit den Jahren noch so zunimmt, daß er, wenn das Kind einrückend gemacht und hingeschlachtet wird, also wenn das Kind gestorben ist, sich bis zu verzweifelnder Sehnsucht steigert. Aber die Reichspost hat gegen die Fruchtabtreibung, die vom Vaterland betrieben wird und die doch eine Vernichtung im Stadium der Reife ist, wo sich die Mutter viel schwerer vom Kind trennen kann als vor der Geburt, ja die den exemplarischen Kindesmord bedeutet, nicht das geringste einzuwenden; die Kirche, die den Eingriff selbst dort verpönt, wo er das Leben der Mutter rettet, segnet ihn, wenn die Mutter darüber weiße Haare bekommt; und die Justiz, dieser Diensthote aller Lügenherrschaft und Abtreiberin aller Lebensrechte, verurteilt den Arzt und spricht den General frei. Dawider vermag kein Umsturz etwas, und in Kalksburg wurde eine Gedenktafel zur Erinnerung an die im Weltkrieg gefallenen Zöglinge enthüllt, bei der der Pater Kronseder S. J. den anwesenden Müttern sagen konnte, »für den Christen gebe es keine allzu große Trauer um im Kriege gefallene Freunde«, erstens aus metaphysischen Gründen, weil »die Persönlichkeit des Menschen nicht durch einen Momentanwert dargestellt wird, sondern durch den Funktionswert aller seiner früheren Taten und Handlungen« — der vermutlich im Signum laudis inbegriffen war —, und zweitens »weil wir in späterer Zeit erst so recht klar sehen werden, daß Kalksburgs Kriegsoffer nicht umsonst gefallen sind, sondern daß sie, eingegliedert in das große Drama, das sich zwischen Serajevo und Madeira abgespielt, ihre divine Mission der Erhebung unseres Volkes für ihren Teil restlos erfüllten«. Das ist wahr, und so hatte er vielleicht doch alles reiflich erwogen. Dementsprechend begann nach einem Segen die Festakademie, »die aus einem musikalischen Teil und aus einer Theateraufführung (Lustspiel »Diplomaten«) bestand. Die Vortragenden und Darsteller boten namentlich durch flottes Zusammenspiel gute Leistungen.« Nach der Akademie nahmen die Teilnehmer etwas ein,

zwar nicht Belgrad, aber »im Rauchtempel bei den Klängen der Platzmusik des Hausorchesters eine Jause«. Diplomaten sind ein Lustspiel und für Christen gibt es keine allzu große Trauer um im Krieg gefallene Freunde. Einer der hervorragendsten Zöglinge Kalksburgs, der aber im Krieg nicht gefallen ist, sondern nur durch die Revolution verhindert war, der Gedenkfeier beizuwohnen, ein Bonvivant, der schon 1914 für ein flottes Zusammenspiel gesorgt hat, mit einem Wort der Berchtold, hätte eine große Genugtuung erlebt. Auch die anwesenden Mütter werden Trost empfangen haben, umso mehr als sie gar nicht ahnen, daß der Geist eben der Anstalt, der ihre Söhne angehört haben, sie ihnen entrafte hat. Von Kalks- und Habsburg waren sie, wie wir alle, in das große Drama eingegliedert. Aber Kalksburg hat sogar Habsburg vernichtet und wird es noch lange überleben.

Requiem und Derby

In der Affäre der exkaiserlichen Familie sind allerlei Briefe von monarchistischer Seite veröffentlicht worden, deren Echtheit noch mehr als durch ihre gute Gesinnung durch ihr schlechtes Deutsch beglaubigt wird. Von jenen Persönlichkeiten, die am lebendigsten in die Aktion traten, verdienen besonders der Regierungsrat Dr. Delug und der Professor Peham hervorgehoben zu werden, deren Namen schon einerseits auf die Erzählungen über die Notlage der Familie, andererseits auf die Erwartungen des freudigen Ereignisses unheimlich reflektierten. Dementsprechend hat auch die Neue Freie Presse mit glücklicher Hand nach dem Bericht des Dr. Delug über die »Unterkunft« gleich anschließend über die Niederkunft berichtet, wobei sie »die Reisekosten für Professor Peham und Hebamme« mit 7 bis 8 Millionen veranschlagte. Und während sie als ungarisches Regierungsblatt von der Erklärung Notiz nahm, daß die Situation der Königsfamilie »in lügenhafter Weise dargestellt werde«, ließ sie den Dr. Delug seinen Namen Lügen strafen und die authentische Versicherung abgeben: »Ich bemerke, daß ich ein Wahrheitsfanatiker bin.« Der Dr. Delug, der so etwas gewiß nicht sagen würde, wenn es nicht wahr wäre, und der sich nur wegen der Vorurteile, die sich in Wien an seinen Namen knüpfen könnten,

entschlossen hat, ein Übriges zu tun und eine solche immerhin etwas ungewöhnliche Versicherung abzugeben, scheint jedoch nicht nur ein Fanatiker für das Wahre, sondern auch für das Ganze zu sein, indem nämlich — und in einem Blatte, bei dessen Lektüre einem ohnedies die Ohren weh tun — hintereinander die folgenden Sätze von ihm erscheinen:

Auch die Kost soll soweit ganz gut gewesen sein Die Villa macht von außen einen ganz lieben Eindruck, ist aber ganz unglaublich feucht es gibt nicht eine ganz trockene Wand in ihr Der Besitzer, der ein außerordentlich netter Portugiese sein soll, soll jetzt ganz unglücklich sein Die ganze Zeit lag dichter Nebel um die ganze Villa. Die Ärzte waren ganz verzweifelt sie schliefen, ohne daß die Majestäten davon wußten, ganz in der Villa.

Wie man sieht, hat der Dr. Delug seine Sache ganz gemacht und die Eindringlichkeit seiner Schilderung kann dem Mitgefühl, das sich dem Trauerfall als einer privatschlichen Angelegenheit auch von ganzem Herzen zuwendet, gewiß nicht Abbruch tun. Aber dem Nebel, der um eine ganze Villa liegt, sollte es darum nicht gestattet sein, einen historischen Tatbestand zu verdunkeln. Seine Eigenart hängt sicherlich mit dem Klima von Madeira zusammen, dem die ganze Schuld an dem Ableben des Exkaisers zugeschrieben wird, während doch mindestens ein Teil davon auch dem hochfliegenden Plane beizumessen ist, ohne den er ganz bestimmt nicht in Madeira gelandet, sondern in der Schweiz geblieben wäre. Da das Gelingen viele tausend andere Todesfälle und zwar von wahrlich ganz unschuldigen Menschen nach sich gezogen hätte, deren jeder einzelne aus diesem Grund noch viel beweinswerter gewesen wäre, wo doch schon das Mißlingen etliche Heldentode verursacht hat, so besteht außer für jene Gehirne, die jetzt so schwarzgelb angestrichen sind wie ehemals die Postkasten, aber weniger Fassungsraum haben als sie, nicht der geringste Grund, durch die Teilnahme, die dem familiären Geschick niemand versagen wird, von dem geschichtlichen Verdikt abzulenken. Was die Haltung der Wiener Bevölkerung im Allgemeinen betrifft, so wird ihr freilich von kompetenter Budapester Seite der Vorwurf gemacht, daß sie »keinen Herzenston« habe für die »herzbrechende Atridentragik« eines Mannes, der »einen schmerzvolleren Tod erlitten hat als alle Blutzengen der Bibel«,

sowie auch keinen Dank für das »Glück der Größe, der Schönheit und des Reichtums«, das sie von der Zeit Franz Josephs empfangen hat. Das Neue Pester Journal läßt es sagen und das Neue Wiener richtet es aus:

Das Habsburgische Vaterherz erlebt an Wiens schnöder Undankbarkeit seine Leartragödie. Die reichbeschenkte österreichische Tochter Goneril rauscht im Prunkgewand des Undanks an dem zerbrochenen Leib ihres vom Schicksal geschlagenen Erzeugers und Wohltäters vorbei und vor dem niedergeschmetterten Vater kauert mit aufgelöstem Haar und fallenden Tränen die ungarische Cordelia.

No und die böhmische Regan ist ein Hund? Cordelia kann warten. Sie liebt und kastriert, und hofft damit einmal gut abzuschneiden. Aber die Ähnlichkeit mit der Leartragödie ist verblüffend. Im vierten Akt wird das Fiakerlied gesungen. Und nicht einmal dieser Umstand, gleichfalls vom Neuen Wiener Journal herangezogen und »eine hübsche Anekdote« genannt, vermag das eiserne Wiener Herz zu rühren. Exkaiser Karl — so erzählt Löwy — ließ sich in Eckartsau modellieren. Er erkundigte sich beim Bildhauer nach dem Leben und Treiben in Wien, auch ob sich die Wiener noch einen Fiaker leisten können«. Dieses Interesse betätigte den Exkaiser in einer Zeit, in der die Rosse keinen Hafer mehr hatten, die Kutscher gleichfalls schon verhungert waren und »die Wiener« teils aus diesem Grund und teils weil sie ihrerseits kein Geld hatten, sich tatsächlich keinen Fiaker mehr leisten konnten, wenn sie überhaupt je in der Lage gewesen waren. Der Exkronprinz Otto — unser jetziger Kaiser — wohnte einer der Sitzungen bei, »sah den Papa erstaunt an«, aber nicht deshalb, sondern weil ihm die einschlägige Materie noch fremder war als dem Papa, und fragte:

»Papa Kaiser, was ist denn das, ein Fiaker?« »Das weißt du nicht? Na, paß auf, es gibt auf die Fiaker sogar ein eigenes Lied, ich werd's dir vorsingen!«

»Und der Entthronte hub an«, jeder Zoll ein König, »im echtsten Urwienerisch zwei Strophen des Fiakerliedes zu singen«.

In der dritten Strophe konnte er nicht weiter, da es mit dem Text haperte. Er bat nun den Bildhauer, ihm ein Exemplar des »Fiakerliedes« zu verschaffen. Das war jedoch leichter gesagt als getan. Denn sogar der Komponist besaß nur sein eigenes Originalexemplar und mühte sich nun selbst, in Wien ein zweites aufzutreiben, was ihm nur mit Mühe und Not gelang. Er mußte sein eigenes Geisteskind um den etwa zehnfachen Betrag stehen, den das »Fiakerlied« früher gekostet hatte.

Woraus man ersehen mag, mit wie wenig Weisheit dieses Österreich regiert wurde, wenn es keinem der Beteiligten einfiel, das Originalexemplar abzuschreiben.

Inzwischen war ebenso unfreiwillig, wie er nach Eckartsau übergesiedelt war, Karl ohne Länd und Krone nach der Schweiz abgedampft. Aber dafür wurde ihm das Fiakerlied nachgeschickt, mit dem seine Regierungstätigkeit abschloß, wie sie damit begonnen hatte. Denn wer würde sich nicht erinnern, daß dieselbe Presse, die jetzt mit einer so hübschen Anekdote auf die Herzen der Wiener Eindruck zu machen hofft, sie für den damaligen Thronfolger durch die Erzählung gewonnen hatte, daß er nach der Ermordung Franz Ferdinands am Arm Franz Josephs lächelnd ausgerufen habe: »Also — fahr' ma!«

Aber wenn auch die breite Masse, beweglichen Sinnes wie sie ist, solche Eindrücke vergessen könnte, so wird dieser Mißstand doch einigermaßen wettgemacht durch die Haltung jenes Wien, zu dem man schon tulli sagen muß und zu dem auch er es ganz gewiß gesagt hätte, durch die ernste und würdige Trauer jener Wiener, die sich auch damals einen Fiaker leisten konnten und die ein so starkes Gefühl für eine herzbrechende Atridentragik haben, daß sie es sich einfach nicht nehmen lassen, in tiefer Trauer zum Derby zu fahren oder kreppeverhüllt in Nachtlokalen Shimmy zu tanzen; also jenes Abschaums der Menschheit, der die Crème der Gesellschaft bildet und dessen unveränderte, ja immer noch frecher zur Schau getragene Existenz doch wohl der stärkste Beweis gegen die Mächte ist, die sich eines Umsturzes rühmen/ der von solchem Alfanz verhöhnt werden kann. Es ist jenes Gemenge und Geschiebe von Edeljuden und sogenannten Patriziern, zusammengeschlossen in der Spekulation auf das Fallen der Krone, aber doch auch einig in der Erwartung, daß sie auf ihren Friedenswert emporschnellen werde, wenn nur jene andere wieder stiege und wenn wir erst den Kaiser Otto hätten; einig in der Überzeugung, daß sie einst bessere Tage gesehen haben, ehe sie die schlechteren herbeiführen halfen. Es sind die, die sich jetzt nach dem Vorbild der Cidevants als die Weilands gehalten, aber nicht selten jenen Kreisen entstammen, wo man die stolzen Zeugen von verschwundner Pracht eher als die Nebbichs bezeichnet. (Wie nach dem Requiem ganze Jours auf den Beinen waren, um Kaiser Otto hoch leben zu lassen,

so ist vor dem Derby bestimmt hundertmal der Satz gesprochen worden: »Sie hat gefragt, was man anzieht in die Loosch, hab ich gesagt, selbstredend nur Schwarz!«) Es ist jenes Erzgesindel, das hauptsächlich um den Adel trauert, der abgeschafft wurde, bevor sie ihn erhielten, und das zusammen mit den Leuten, die ihn nie verdient haben, eine monarchistische Propaganda bezahlt, deren hoffnungsloses Trachten sich auf anonyme Drohbriefe beschränken muß, die an Personen geschrieben werden, welche in dem Verdacht stehen, ein Derby als solches für eine nie wünschenswerte, derzeit verabscheuenswerte Veranstaltung zu halten und gewiß nicht für eine solche, die zu Kundgebungen der Trauer um einen toten Kaiser geeignet ist. Für den Fall, daß ich über diesen nicht »nil nisi bene« sage, hat mir Kasmader, der als Exekutor jener Sehnsucht gedungen ist, einen Überfall in Aussicht gestellt, und er wird ja gelegentlich der Verwirklichung aus seiner Anonymität hervortreten und so nebst allen sonstigen Unbequemlichkeiten das wegen Erpressung bereits anhängige Polizeiverfahren wesentlich fördern. Es ist ihm natürlich auch anheimgegeben, zu sagen, daß ich meine geistigen Entschlüsse seinen Wünschen angepaßt habe, und in seiner Verborgenheit zu bleiben. Für den andern Fall aber — denn auch er hat eine Alternative — ist, da die Polizei ihre Gewißheit nicht ohne Beweis geltend machen kann, alle Vorsorge getroffen, im Täter des Schreibers habhaft zu werden.

Viel bemerkenswerter als die anonymen Drohbriefe, in denen der Ernst der Erpressung noch Raum für einen Humor läßt, an dem ich Kasmadern auf jene Distanz wittere, die er zwischen sich und mir zu beheben droht, sind die Klagebriefe, die an die Öffentlichkeit gelangen und die die Situation der exkaiserlichen Familie auf Madeira in einer Sprache schildern, daß selbst jene verhärteten Wiener, die in der Kärntnerstraße vor Hunger ohnmächtig zusammensinken, noch einen Herzenston von sich geben müßten. Denn, wie sagt doch Delug, die Villa

liegt 500 Meter hoch und im Februar mußte sie bei einer Verköhlung zu einer Katastrophe führen Der Kaiser zog sofort herauf, am 18. Februar Und so nahm das Verhängnis seinen Lauf. Trotzdem die Ärzte auf der Höhe standen . . . trat der schreckliche Ausgang ein Zu den drei telegraphisch gemeldeten Patienten ist noch Erzherzogin Adelheid dazugekommen Es wäre ja sehr schön

hier heroben, wenn das Klima anders wäre, so aber ist das Klima hier oben eigentlich nur ein paar Monate im Jahr gesund. Und unten — es sollen so gut wie gar keine Kurgäste mehr nach Madeira kommen — so höre ich.

In einer Sache, die als traurige Privatangelegenheit jedem, der sie zufällig erfährt, des tiefsten Mitleids würdig erscheinen muß, wäre der Stil, in dem der Arzt den Angehörigen oder selbst »einer hiesigen Persönlichkeit« darüber berichtet, allerdings unerheblich. Er mag es noch in der Publizität sein und beträchtlich ist dann vor allem eine Verschiebung der Perspektive, durch die wir vergessen sollen, daß die »Unterkunftsverhältnisse der Familie« in vielen tausend Wiener Fällen noch weit dürftigere sind und hierzuland noch viel mehr Kinder erkranken als auf Madeira, wie daß seit etlichen Jahren Millionen Menschen in der Welt eines noch grauenhafteren Märtyrertodes gestorben sind und täglich sterben. Bis auf die Knochen, die der Krieg den Überlebenden gelassen hat, kann man ja, wenn man dazu noch Lust hat, entweder schwarzgelb sein oder sich blamieren, was aber in der Hauptsache ohnehin zusammengeht. Nur verbitten wir Pietätlosen uns die Ablenkung unserer Teilnahme an der Atridentragik der Menschheit auf einen Einzelfall, der sich just in den Regionen begibt, die an ihrer Schuld beteiligt sind. Man darf nicht spezialisieren. Wir wünschen nicht, daß uns jetzt, wo so viel rhachitische Kinder zur Welt kommen, freudestrahlend die Geburt einer kräftigen Erzherzogin gemeldet wird. Sie möge gedeihen, aber ihre Kraft nicht zur Wiederherstellung der Pragmatischen Sanktion verbrauchen. Pehams Memoiren sind noch nicht erschienen. An seinen Namen knüpft sich wie jegliche Hoffnung so auch die auf ein besseres Deutsch als das Delugs, dessen Name jene bitterste Not verbürgt, welcher allein schon mit den Reisespesen abgeholfen wäre, die zu ihrer Erforschung, ja mit den Telegrammspesen, die zu ihrer Kundmachung nötig sind, und gewiß mit den Propagandaspesen, die man zu ihrer Ausschrotung hinauswirft. Müssen aber Familienangelegenheiten der Welt erzählt werden, so wünschen wir diese österreichischen Satzgebilde, die uns täglich schon im Hören martern und die die wortgewordene Unmöglichkeit eines zerkrachten Staatsgebildes vorstellen, nicht schwarz auf weiß

zu haben. Wenn so die Gelehrten schreiben, die das Geheimnis des Menschenlebens zwischen Geburt und Tod kennen, was will man dann von den Analphabeten, von denen die Statistik immer so vorwurfsvoll sagte, daß sie die österreichisch-ungarische Monarchie besitze? Sie trauern ihr gewiß nach, wiewohl sie ihr nicht zuletzt die Unmöglichkeit verdanken, es in Klage- oder Drohbriefen auszudrücken. Ihre Gesinnung verdient keinen Zweifel. Aber sie sind zurückhaltend, sie demonstrieren nicht in Dingen der Pietät und sie benehmen sich überhaupt anständiger als die Leute, die überall dabei sein müssen und heuer sogar Derby und Requiem mitgemacht haben.

Das Komma

Auf der Suggestion gegenüber einem ausgehöhlten Weltwillen beruht die Macht der Zeitungen, unter ihnen aber ist es die Neue Freie Presse, die mit einer ganz spezifischen Verführungskraft wirkt. Denn während die Künste der anderen von einer durchschnittlichen Intelligenz bezogen sind, die die Druckerschwärze verwendet, um eine anologe Kapazität zu betören, wirkt die Neue Freie Presse ausschließlich auf die Dummheit, also eine Eigenschaft, die bei den Juden nicht häufig ist, aber wenn schon, dann ausgiebig. Auf den kulturellen Kredit hin, den sie vor etlichen Jahrzehnten unleugbar und gewiß nicht mit Unrecht vor den andern Zeitungen voraushatte und den sie längst verbraucht haben müßte, wenn sie es mit einer urteilsfähigen Leserschaft zu tun hätte, konnte und kann sie getrost die Manie einer erblichen Veranlagung sich auswirken lassen, als ob diese Schreie noch aus der Zeit wären, wo die Lage der Deutschen in Österreich nach der Ruhe eines Bacher'schen Leitartikels gerichtet war, und den Ludwig Hirschfeld als Daniel Spitzer, den Hans Müller als Speidel beglaubigen. Sie kann drucken, was sie will: solange »das Blatt« nicht die Drucktypen verändert, wird »das Publikum« glauben, es sei die Neue Freie Presse, und wenn sie von der alldeutschen Propaganda gekauft wäre, zum ausschließlichen Zweck eines Pogroms gegen ihre Abonnenten, würde man unter diesen doch Stimmen hören: »Nutzt nix, der Leitartikel is wieder glänzend — wie er es ihnen gibt!« Es sollen noch wie

eh und je ältere Biachs vorkommen, die nicht nur auf die Neue Freie Presse schwören, sondern auch/aus ihr beten, ja zum Frühstück, auf nüchternen Magen, der versammelten Familie den Leitartikel vorbeten. Die sie halten und auf ihr halten und schwören Stein & Bein und für sie kämpfen werden bis zum letzten Hauch von Mann und auch Roß. Darin freilich ist die Neue Freie Presse der Tradition, von deren geheimnisvoller Wirkung sie lebt, treu geblieben, daß sie jetzt so wenig eine Zeitung ist wie ehemals. Der Unterschied ist nur der, daß vormals etliche literarische Persönlichkeiten die Garnierung des Finanzgeschäftes besorgten und jetzt zum gleichen Zwecke die bunte Nichtigkeit eines Privatjudentums ihre zufällige Publizität findet. Selbst mit dem Maß des Wiener Journalismus gemessen, ist die Neue Freie Presse heute eine in jeder Rubrik schlecht geschriebene und überhaupt nicht redigierte Zeitung und nichts als der vom Metteur notdürftig zusammengehaltene Ausdruck dessen, was ein Dutzend ebenso unbegabter wie ungeschickter Leute nicht einmal meint, denen man aber immerhin die Fähigkeit zutraut, die Neue Freie Presse zu lesen. (Wie man denn auch glaubt, sie müsse von ihren Lesern geschrieben sein, etwa von jenem Karlsbader Rabbiner, der über die Stadien seiner Zuckerkrankheit berichten durfte.) Wenn unter jenen zehntausend Dokumenten der journalistischen Kriegsjahre, die mich angrinsen, sobald ich den Schrank fluchwürdigster Erinnerung öffne, wenn aus dem Wust maniakalischer Lettern nur das eine Zettelchen preisgegeben wird, das sich mir neulich in die Hand schob, bittend, daß es nicht vergessen werde, so müßte man die Neue Freie Presse durch und durch kennen. Man stelle sich vor, daß eine Zeitung dem Blick, dem ihre Front schnell und sachlich das Bild der andern vermitteln soll, als Nachricht das folgende darbietet, das ihr in seiner schlichten Prägnanz ganz bestimmt der älteste Biach eingeflüstert hat, der damals noch Ernste, aber Zuversichtliche:

Fortdauer der Schlacht.

Nun tobt die Schlacht weiter und die Hoffnungen begleiten unsere Armee auf der Walstatt, wo sie für den Bestand und für die Ehre der Monarchie, aber auch für die Kultur der Menschheit kämpft.

Leider hat sie ja, nämlich die Armee, keines dieser Ziele erreicht, aber selbst im reduziertesten Umfang beider

bleibt die Neue Freie Presse ein Weltblatt. Etwas von der Suggestion, die mit den vorhandenen Mitteln wie ein Wunder berührt, ist gewiß auch auf das Ausland übergegangen, das allerdings zu wenig deutsch kann, um zu merken, daß die Neue Freie Presse nicht in dieser Sprache geschrieben ist. Nur so ist es zu erklären, daß englische Lords wieder Briefe an sie schreiben, die sie, wenn sie die Neue Freie Presse lesen könnten oder einmal Gelegenheit hätten, den Adressaten von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, wohl ungeschrieben ließen. Solange jenes nicht der Fall ist, wird ein Lord, der gebeten wird, einem Weltblatt ein freundliches Wort zu sagen, nicht unhöflich sein. Nun beachte man, was die Neue Freie Presse daraus macht. Zunächst wird dem Lord im Titel der eines Marquis verliehen, weil sich das noch schöner ausnimmt: »Eine Botschaft des Marquis of Curzon an Österreich.«

Wir sind in der glücklichen Lage, unseren Lesern heute e i n e n F r e u n d e s g r u ß von der Hand Lord Curzons übermitteln zu können.

Wir dürfen es als ein bemerkenswertes Ereignis bezeichnen, daß der Minister des Äußern von England und einer der bedeutendsten Staatsmänner unserer Zeit im jetzigen Augenblick schwerer Krisen und wichtigster Verhandlungen in der internationalen und in der englischen Politik einen Brief an unser Blatt richtet, um zur österreichischen Öffentlichkeit zu sprechen und ihr seine Hoffnung auszudrücken, daß bald bessere Jahre die trübe Gegenwart ablösen mögen.

Aber da im jetzigen Augenblick schwerster Krisen und wichtigster Verhandlungen in der internationalen und in der englischen Politik ein englischer Minister ganz gewiß noch für alles Menschenmögliche Zeit hat, warum sollte er, bevor er hinausgeht, seinen Sekretär nicht beauftragen, den Brief des Herausgebers der Neuen Freien Presse, unter dem er sich wohl so etwas wie einen Editor vorstellt, zu beantworten? Was unternimmt nun diese, um das Schreiben eines Pears nicht als eine Antwort auf das Schreiben eines Pearssohnes, sondern als eine spontane Kundgebung an Österreich durch die Vermittlung der Neuen Freien Presse, als eine Botschaft an diese und ihre Leser, als einen Freundesgruß wirken zu lassen. Die Schwierigkeit besteht darin, daß der Lord in seiner Antwort davon spricht, daß er zu eben dieser Botschaft, diesem Freundesgruß aufgefordert worden sei. Aber das macht nichts, er muß ja nicht gerade von der Neuen Freien Presse, er kann ja auch von einer

andern Seite — nicht genannt soll sie sein — aufgefordert worden sein, sagen wir von Lloyd George, der ihm ganz gut einen Wink gegeben haben kann: »Sie Lord Curzon wissen Sie was, es wäre jetzt einmal Zeit, der Neuen Freien Presse einen Freundesgruß zu senden, natürlich, wenn sie es nicht als Zudringlichkeit auffaßt, wissen Sie, so e Botschaft.« (Lord Curzon würde da erwidert haben: »Wie kommen Sie drauf, lieber Mister Lloyd George, ich habe soeben von der Neuen Freien Presse eine Aufforderung erhalten, ihren Lesern e Freundesbotschaft zu senden.« »All right«, versetzte Lloyd George und überließ Lord Curzon seiner Aufgabe.) Wie nun stellt man aber diese Mezzie her — nämlich eine Botschaft zu bekommen, zu der man nicht aufgefordert hat —, ohne an dem Wortlaut der Antwort eine Silbe zu ändern, was man doch selbst in der Neuen Freien Presse nicht darf? Kunststück, man ändert einfach mehr! Man setzt ein Komma ein, das ist doch eine Bagatelle und die Sache sieht gleich ganz anders aus. Der Brief lautet:

Mit Freude folge ich der Aufforderung der »Neuen Freien Presse«, ihren Lesern eine Botschaft zu senden

Gedruckt wird:

Das Schreiben Lord Curzons.

Mit Freude folge ich der Aufforderung, der »Neuen Freien Presse«, ihren Lesern eine Botschaft zu senden

Jetzt ist es klar, daß Lord Curzon zwar nicht gerade aus eigener Initiative, aber sagen wir auf einen Wink von Lloyd George gehandelt hat. Hätte die Neue Freie Presse das Komma nicht angebracht, so wäre es ihr nicht im Traum eingefallen, ihren Namen gesperrt zu drucken, weil dann doch nur verdeutlicht worden wäre, daß sie den Schreiber aufgefordert hat, während jetzt, wo das Komma die Aufforderung schön isoliert, es nicht nur keine mehr von ihr ist, sondern geradezu hervorgehoben erscheint, daß ihr die Botschaft gilt. Und mehr als das. »Mit Freude folge ich der Aufforderung der »Neuen Freien Presse«, ihren Lesern etwas zu senden: das war eine Freundlichkeit der Konvention. Man spüre aber den Elan der Verkürzung: »Mit Freude folge ich der Aufforderung,« und die Wärme der Aufreihung: »der, »Neuen Freien Presse, ihren Lesern«, also nicht nur dem Blatt, sondern auch allen seinen Lieben, etwas zu senden. Man sieht, sie hat noch Leute, die stilbewußt redigieren können.

Die Macht eines Kommas, die von dieser großzügig lesenden Gegenwart so unterschätzt wird und eben deshalb zu ihrer Täuschung so kunstvoll gehandhabt werden kann, ist hier exemplarisch dargetan. Hier muß das Komma dem Kowed des Blattes dienen. Im folgenden Fall einer Weglassung hat nur das Unterbewußtsein des Setzers dem Parvenütum der Zeit Rechnung getragen :

Die Salons der aristokratischen Häuser (,) der Finanzmagnaten, der Großindustriellen öffneten sich.

Schlimmer wird das arme Komma in jenem andern Fall prostituiert, wo einer gut abschneidet und aller Gewinn vom Strich kommt. Ich möchte der Held von Müllers »Flamme« sein und, traun, das arme Wurm aus dem Bordell herausnehmen !

Er ließ etwas streichen

Am 15. April war im Neuen Wiener Journal zu lesen:

Nicht ganz ohne Besorgnis sieht man im Burgtheater der nächsten Premieré entgegen, Sie bringt Franz Werfels »Spiegelmensch«, eine moderne Dichtung, die seinerzeit noch Hermann Bahr dem Burgtheater gesichert hat. Die Direktion des Burgtheaters vernahm nun schon während der Proben des Werkes verschiedene Wetterzeichen, die darauf hindeuten, daß diese Premieré nicht ganz ohne Sturm vorübergehen werde. Mit Premieréskandalen hat es nun seine eigene Bewandnis. Sie »schaden« einem Stücke nicht mehr wie ehemals, sondern sie nützen ihm eher. Das heutige Publikum wird gleichsam erst durch den Skandal auf die Interessantheit eines Stückes aufmerksam gemacht. Aber dem Burgtheater ist selbstverständlich so niedere Spekulation auf das Sensationsbedürfnis der Massen fremd und der angesagte »Spiegelmensch«-Krawall macht ihm Sorge. Er soll sich nämlich nicht gegen die künstlerische Form der Dichtung richten, sondern gegen Franz Werfel, der im »Spiegelmensch« zum Teil eine Polemik gegen Karl Kraus führt. Einige Stellen beziehen sich ganz ohne Hehl auf Kraus, der sich in seinem Blatte mit Werfel wiederholt beschäftigt hat. Die Anhänger Kraus' empfinden nun »Spiegelmensch« als Pamphlet gegen Kraus und halten ihre Absicht, die Premieré zu stören, nicht hinter dem Berge. Auch die Deutschnationalen wollen sich den Einzug Werfels ins Burgtheater nicht ruhig gefallen lassen. So wird man bei der »Spiegelmensch«-Premiere das jetzt beliebte Polizeiaufgebot vorfinden, das berufen ist, die persönliche Anteilnahme der Zuschauer vor turbulenten Beifalls- oder Mißfallensäußerungen zu bewahren.

lt ✓

h -

Am 16. April habe ich dem Vortrag der magischen Operette »Literatur oder Man wird doch da sehn« die folgenden Worte vorausgeschickt:

Bisher hat bloß der Verleger Kurt Wolff an den Ernst glauben müssen, mit dem ich dem magischen Witz des talentierten Franz Werfel gegenüberstehe. Sollte die »Umarbeitung«, der, wie man gelesen hat, die Dichtung unterzogen wurde, nicht gründlich genug ausgefallen sein — und ich kann nur sagen, man wird doch da sehn —, dann werden noch einige andere Faktoren daran glauben müssen, vor allem der Repräsentant der Staatsbehörde, der dieses Burgtheater untersteht, so Herr Wildgans, der es geschehen läßt, der Regisseur, der Beihilfe leistet, und schließlich der Schauspieler, der es zu sprechen wagt. Keineswegs der Dichter, der es geschrieben hat und der ja nichts dafür kann. Wie wenig er für das, was ihm so aus der Feder fließt und weiß sein Mund übergeht, verantwortlich zu machen ist, wird erst völlig klar werden, wenn einmal lückenlos dargestellt sein wird, weiß das Herz noch vor ein paar Jahren voll war. Überdies ist er ja, wie man gelesen hat, verreist und wird der Premiere seines Werkes nicht persönlich beiwohnen, was umso bedauerlicher ist, als er dadurch, selbst wenn er sich noch so sehr beeilte zurückzukehren, um die Gelegenheit kommt, es im Burgtheater zu sehen. In diesem Fall also wird das magische Motiv, das ich dem »Spiegelmensch« unterschoben habe, Lügen gestraft werden, indem man doch da nicht sehen wird. Den anderen aber sei schon heute gesagt, daß sie sich bei mir keinen Pardon erwirken werden, wenn sie zu ihrer Entschuldigung vorbringen sollten, daß einmal keinmal ist.

Am 22. April hat die erste, nicht viel später die letzte Aufführung des »Spiegelmensch« stattgefunden und fast wäre es geboten, das Stück, so weit es gespielt wurde, gegen die Verwohlfeilung des Spottes zu schützen, den fast die gesamte Wiener Kritik, natürlich ohne sie zu nennen, meiner magischen Operette abgenommen hat.

In einer unscheinbaren Theaterzettelzeitschrift nun, wo neben leider zum Sprechen ähnlichen Photographien der Herren Reimers und Kollegen sich die eigensinnigsten und gescheitesten Betrachtungen finden; neben der störrigen Germanistik eines Wortwurzelsepp ein kultiviertes Deutsch; neben dem erschöpfenden Versuch, jenen Herrschaften falsche Betonungen vorzuhalten (die beim Film überhaupt keine brauchen): die produktive Kritik einer dem Phrasenurteil preisgegebenen Sphäre; neben der weitläufigsten Überschätzung des heutigen Burgtheaters — beharrlich »unser Hochtheater« genannt —: die feinste Besinnung

ehrwürdiger Augenblicke der Vorzeit (etwa eine nachzeichnende Charakteristik Ernst Hartmannscher Bewegung, die eines Speidel würdig war); und wo im Heiligtum einer Wolter-Erinnerung Frau Bleibtreu angebetet wird — in diesem innen und außen sonderbaren, von einem originellen Kopf dirigierten und manchmal losgelassenen Kunterbunt stoße ich, ohne mir weh zu tun, auf zwölf engbedruckte Kolumnen einer Kritik des »Spiegelmensch«. Diese äußere Fülle, durch Annoncen wohlthätiger für das Auge als für die magische Empfänglichkeit unterbrochen, gibt schon einen Begriff von dem Quellenstudium, dem sich der gewissenhafte Kommentator hingeben und das seinen Respekt vor der Dichtung um nichts vermindert hat, während ich mir in solchen Fällen leichtsinniger mit einem Quallenstudium behelfe. Meiner eigenen Methode kommt nur eine Stelle dieser bis zu den Müttern ernsthaften Würdigung entgegen:

Da geht er also noch über jene Walpurgisnacht-Freiheit hinaus, mit der sich Kollege Goethe die seiner Dichtung grad auch nicht zum Schmuck gereichenden Bosheiten gegen Nicolai, Lavater, die Brüder Stolberg usw. gestattete — (und) die auf den Bühnen aus denselben künstlerischen Gründen entfallen müssen, wie sie der Burgtheaterleitung hier eine Selbstzensur auferlegten, auch wenn ihr nicht mit Skandalen gedroht worden wäre.

Dem genauen Wortmerker, der bei allem oft bewährten Verständnis für das Wort der Fackel manchmal doch nicht merkt, daß eine syntaktische Lizenz von einer stilistischen Absicht bezogen sein könnte (den ich also etwa, um meine schülerhafte Haltung zu übertreiben, bitten würde, mir zu gestatten, so schreiben zu dürfen), sei zunächst ein »und« gestrichen, das eine falsche Relation mit dem Hauptsatz herstellt. (Weil ich ja hier auch nicht anschließen dürfte: »und die doch nichts daran ändert, daß er ein guter Schriftsteller ist.«) Zur Sache selbst wäre zunächst zu sagen, daß die Drohung mit Skandalen ein offener Bubenwitz war, der, in anonymen Briefen einer unauffindbaren Kompagnie: »Verein der Anhänger von Karl Kraus« und »Deutschnationale Jugend« nur die Burgtheaterdirektion zu einer Strafanzeige gegen unbekannte Täter veranlassen konnte (und in unerbittlicher Konsequenz die Polizei zu einer Anfrage an mich, ob mir jener behördlich nicht gemeldete Verein bekannt sei). Ebenso

gewiß war aber, daß auch die Intervention ernster zu nehmender
Premierebesucher als der Verfasser dieser Drohbriefe den Ab-
bruch der Vorstellung in dem Moment bewirkt hätte, in dem
auf der Bühne des Burgtheaters jene Sätze gesprochen worden
wären, die dem Mysterium des Herrn Werfel die Zugkraft zu
sichern schienen und die er ja für reichsdeutsche Premieren
sogar lokalisiert hat. Daß hier, ehe sich die Zuhörer ins Mittel
legen würden, eine Selbstzensur gewaltet habe, war wohl vorweg
zu vermuten. Aber die Burgtheaterdirektion hat ~~selbst~~ nachdem
in Kulissenplaudereien der Teufel an die Wand gemalt war,
sich nicht bemüht, ihn durch ein Geständnis ihrer Selbstzensur
zu bannen, und hat, vielleicht doch um der Magie den Zauber der
Sensation zu erhalten, sich lieber entschlossen, die von dummen
Briefen eingeschüchternen Schauspieler bängen zu lassen, als dem
Dichter die Demütigung anzutun, daß er an seinem Werk, um
es fürs Bühnenleben zu retten, den Herzstich vollziehen lassen
mußte. Daß es damit zwar langsamer, aber sicherer begraben war,
schien klar. Denn das Wiener Publikum empfindet ein Mirakel
als einen zu dürftigen Ersatz, wenn es sich um ein Spektakel
betrogen fühlt. Sicher ist es aber nur in einer von den Herren
Werfel und Wildgans einverständlich verwalteten Region der
Weihe möglich, daß man in sie ein Publikum eintreten läßt,
dem man die abendlange Erwartung einer Pikanterie mit keinem
Wort ausgeredet hat. Das »größere Polizeiaufgebot, das zum
Teil auch in Zivilkleidung im Theater den Dienst versah«,
konnte weder die magische Stimmung sichern noch den
Skandal ersetzen, und da mag es denn Leute genug
gegeben haben, die das Entree zurückverlangen wollten, weil
sie ogni speranza erst beim Austritt fahren lassen mußten, wo-
durch sie sich zu spät an die Worte erinnert fühlten, die Herr
Werfel — pardon, er kann nichts dafür — streichen ließ.
(Unentrinnbare Magie des Worts! Hat er, als ers schrieb, die
Verstrickung nicht geahnt? Der beste Fürzefänger ist die Selbst-
zensur. Und es geht alles ohne Geräusch ab.) Ja, die Mißvergünstigten
mochten durchaus mit dem Dichter fühlen, den ein kritischer
Freund über den Verlust zu trösten sucht, welchen er durch
die Selbstzensur erleidet, die ja nur die einer vorsichtigen
Direktion, nicht die eines zerknirschten Dichters ist. Denn das
ist nicht so wie mit dem Selbstgericht, das er in der Dichtung

✓ H, ainf

✓ /c

vornimmt und in dessen Würdigung »nicht allzu schwer die Nachsicht für persönliche Ausfälle des Dichters im Buch« sei, die jener selbst aber nur allzu schmerzlich auf der Bühne vermißt habe:

In der Burgtheaterfassung verletzt nichts, es wurde mit Takt und ohne Schaden gestrichen — obwohl Werfel gern seine »Abfertigungen« von der Bühne herab gerade in Wien gehört hätte.

Das glaubt niemand lieber als der Abgefertigte, und er glaubt auch, wenn schon nicht der Premiere, so doch dem Seelenkampf der Direktion beigewohnt zu haben, der mit einem »Von Herzen gern, aber es geht nicht« für den Takt und gegen den Dichter entschieden wurde. Da ich immerhin keine offizielle Verständigung von diesem Ausgang hatte und die informiertesten Kulissenschnüfeler nur von Demonstrationsabsichten und von keinem andern Strich durch die Rechnung der Demonstranten als von »Vorkehrungen« des Direktors zu berichten wußten, so konnte ich die Ankündigung meiner Repressalien, die natürlich mehr legaler Art gewesen wären, am Beginn einer Vorlesung von »Literatur« füglich nicht unterlassen. Ich für mich zweifelte ja nicht, daß die bodenlose Feigheit, einen Schauspieler ein Schimpfwort gegen einen Zeit- und Ortsgenossen sprechen zu lassen, der, von allem abgesehen was ihn ehren- oder unehrenwert erscheinen lassen könnte, mit der Bühne, auf der es geschähe, einen tieferen Zusammenhang hat als die Leute, die es täten oder geschehen ließen — geschweige denn der Dichter, der nichts dafür kann —, ich zweifelte nicht, daß solch ein Greuel selbst in diesen entarteten Zeitläuften unmöglich sei. Herr Werfel, dessen »Seins-Ich« ja in diesem Fall schon völlig außer Funktion gewesen wäre, hätte für seine Person nichts zu befürchten gehabt als die Absetzung vom Repertoire während der Premiere statt nach ein paar Vorstellungen. Aber ich würde ihm nicht das geringste Hindernis und keine Aussicht auf eine gesetzmäßige Remedur in den Weg stellen, sondern den Dingen freien Lauf lassen, wenn er das Mütchen hätte, den ihm von der Burgtheaterzensur abgefangenen Monolog, dessen Verlust sein künstlerisches Gewissen so schwer drücken muß, daß eine Entladung unerlässlich scheint, vom Podium eines Vortragssaales loszulassen. Er würde damit nicht nur seinem Ich, das aus der Premiere ja doch

nicht völlig geläutert hervorgegangen ist, sondern auch deren enttäuschten Besuchern eine Entschädigung widerfahren lassen und hätte Gelegenheit, ihnen mit mehr Berechtigung eine kriegerische Attitüde vorzuführen als damals, wo mangels jedes Streitobjekts kein Gegner zur Stelle war. Was hatten sie denn davon, wenn sich ein Kampfhahn auf dem Mysterium zeigte, aber gerade jener Spiegelscherben, um den es ging, durch eine Vorkehrung viel einfacherer Art als jene, die für alle Fälle auch noch getroffen wurden, schon entfernt war? Die Grotteske dieses Auftritts — der Dichter hatte es sich doch nicht nehmen lassen, zur Stelle zu sein, um persönlich zu vertreten, was er zurückgezogen hatte — bleibt unvergänglich in der folgenden Beschreibung festgehalten:

Ungestörter Verlauf der Burgtheaterpremiere.

Kein Zwischenfall.

(Originalbericht des »Neuen Wiener Journals«.)

Der gestrigen Premiere von Werfels »Spiegelmensch« sah man im Burgtheater mit starker und vielleicht nicht unberechtigter Besorgnis entgegen. Von allen möglichen Seiten waren Störungen der Vorstellung, Demonstrationen gegen den Dichter, gegen einzelne Stellen der Dichtung und wiederum Demonstrationen gegen die Demonstranten angekündigt. Die Burgtheaterdirektion sowie einige Darsteller erhielten bis in die letzten Tage hinein eine ganze Flut von Drohbrieffen, in denen Skandale angekündigt wurden. Man befürchtete sogar Stinkbombenattentate.

Die Burgtheaterdirektion hatte dementsprechend ihre Vorkehrungen getroffen. Starkes Wacheaufgebot war im ganzen Hause verteilt, auf dem zu Beginn der Vorstellung gespannte Nervosität lastete. Wie immer bei angesagten Demonstrationen war es auch hier: sie trafen nicht ein. Nach dem ersten Abschnitt der Dichtung erschien Werfel selbst vor der Rampe, um zu danken. Es war interessant, wie er fast trotzig und herausfordernd die Galerie musterte, um sich dann leicht vor dem Parkett und den Logen hin zu verbeugen. Diese Haltung nahm er beim jedesmaligen Erscheinen ein. Nur nach einigen Bildern schien es, als ob doch Unruhe entstehen sollte, da sich starkes Zischen bemerkbar machte. Es wurde aber durch Applaus niedergekämpft.

Nach dem Schluß der Vorstellung, die sonst in vollster Ruhe verlief, gab es manches enttäuschte Gesicht, da man mehr Nervenkitzel erwartet hatte. Damit ist noch nicht gesagt, daß die nächsten Vorstellungen ebenfalls in Ruhe verlaufen werden. Jeden-

falls hat die Direktion des Burgtheaters auch für die weiteren Abende entsprechende Vorsorge getroffen, da man dem Landfrieden nicht traut.

Viel interessanter noch als die Frage, ob die Sicherheitsbehörde nichts Dringenderes zu tun hat als die ungestörte Magie jeder Aufführung des »Spiegelmensch« — zum Glück wurde ihre Aufgabe wesentlich abgekürzt — zu sichern, ist die andere Frage, was es denn noch »herauszufordern« gab, wenn ohnehin das einzige was eine Herausforderung bedeutet hat, beseitigt und zwar noch hinreichend Grund zur Langweile, aber keiner mehr zu einer Aufregung vorhanden war. Aber daß einem der Kamm schwillt, wenn er klein beigegeben hat, daß der Hutten »Ich hab's gewagt!« ruft, wenn er's grad unterlassen hat, und daß der Galilei »Und sie bewegt sich doch!« sagt, wenn sie von der Direktion aufgehalten wurde, konnte vielleicht manches enttäuschte Gesicht durch die Freude an einem heiteren Stegreifspiel, das die Direktion gewähren ließ, entschädigen, und es wäre sohin nur zu beklagen, daß die Besucher der weiteren Abende die Magie zwar unter polizeilichem Schutz, aber ohne den Trutz des Magiers hinzunehmen hatten. Es war also kein Zwischen-, sondern nur ein Durchfall zu verzeichnen. Beim Umsturz ging es turbulenter zu: damals hat Herr Werfel nicht die Galerie, sondern den Bankverein in die Schranken gefordert, vor dessen Gesellschaftskreisen er sich jetzt leicht verbeugte. Als ein Arrivierter hat er auch den sechzigjährigen Schnitzler beglückwünscht und nur mit einer leichten Verbeugung vor der Galerie ihn zum Schluß als den Vertreter der bürgerlichen Weltanschauung eingeordnet. Ich glaube schon, daß Herr Werfel zwar nicht immer will, was er tut, aber doch weiß, was er will, er, der noch vor dem Bankverein den Himmel stürmte, woselbst er die planetarische Nachbarschaft mit mir für eine kurze Ewigkeit genoß und von wo er mir glühendere Briefchen schrieb, als ich sie je von einem der zehntausend entzückten Nachläufer meines Erdenlaufs empfangen habe. Aber wengleich ich nach dreißig Jahren noch immer nur das Merkziel der Literarhysteriker und noch immer nicht das der Literarhistoriker bin, so könnte ich doch nicht meine Nicolai-Ähnlichkeit so weit zugeben, um die Goethe-Ähnlichkeit des Herrn Werfel stützen und insbesondere seine Walpurgisnacht-Freiheit legitimieren zu helfen. Ich weiß nicht, ob Goethes Bosheiten gegen seine Zeitgenossen »seiner Dichtung

~~Herr H~~ =
Lyon ✓

4

grad auch nicht zum Schmuck gereichen« und ob sie aus künstlerischen Gründen entfallen müssen. Gewiß aber sind sie nicht mit einem Monolog zu verwechseln, den Herr Werfel mit mir führt und abführt und der, als Racheakt einer magischen Trilogie aufgepfropft, aus ganz anderen als künstlerischen Gründen abgelöst werden mußte, aber schon weil er es konnte, die künstlerischen Gründe der Dichtung ins Wanken bringt. Und dem gewissenhaftesten Kommentator des Werfel'schen »Faust« wird es nicht gelingen, nachzuweisen, daß Goethe, ehe er den »Steißseher« entblöbte, in jahrelanger Beziehung zu dessen Steiß sein Glück gefunden hat.

Notizen

Ein bisher ungedruckter Brief Adalbert Stiffers Hochgeehrter Herr!

Ihr Schreiben vom 10. d. M. hat mir viele Freude gemacht u. daß ich es erst heute beantwortet hat seinen Grund darin daß ich mehrere Schreiben zu beantworten habe u. als noch nicht völlig hergestellt nach einer langen u. schleppenden Krankheit nicht viel auf einmal schreiben darf. Wenn meine in früheren Zeiten veröffentlichten Schriften einen freundlichen Eindruck auf Sie machen, so ist mir da ich diesen Schriften einen großen künstlerischen Wert nicht beilegen kann dieß insoferne lieb als ich glaube daß ein warmes Herz u. ein für Höheres empfänglicher Sinn in denselben liegt u. dieß dadurch ersichtlich wird daß Sie auf ähnlich fühlende Menschen zu denen ich Sie Ihrem Briefe nach zu urteilen rechne, einen guten Eindruck machen. Ich hätte gerne recht Großes Hohes u. Außerordentliches geleistet, aber die Kräfte sind eben wie sie sind u. Niemand kann über sie hinaus. Mehr als die Studien könnte ich Ihnen den Nachsommer empfehlen eine Erzählung in drei Bänden, aber dieses Werk dürften Sie wol vor mehreren Jahren nicht lesen da es eine gereifere Frucht längeren Lebens ist u. Ihnen sehr vieles darin noch unbekannt sein dürfte. Es wäre mir lieb gewesen, wenn ich Sie in Ihren Ferien kennen gelernt hätte, ich war eben zur Erholung im bairischen Walde an den drei Sesseln, welche Erholung aber der vergangene abscheuliche Sommer sehr sauer machte. Wenn Sie wieder einmal nach Linz kommen so klopfen Sie an meine Thür sie wird Ihnen freundlich geöffnet werden. Eine Empfehlung brauchen Sie nicht, so wie ich es nicht für nötig gehalten habe mich um Ihr Wesen erst bei Dr. Haller zu erkundigen.

Mit größter Hochachtung zeichne ich mich Ihren Ergebenen
Linz 22. Dez. 1864

Adalbert Stifter.

Zu einem weit besseren Zweck noch als damit jener Entdecker erfahre, wie ein Volksdichter aussieht, werden hier Verse des schwäbischen Landmanns Christian Wagner (1835 — 1918) zitiert, dessen »Gesammelte Dichtungen« bei Strecker & Schröder in Stuttgart 1918 erschienen sind. Es wird in deutscher Sprache nicht viele Wunder von der Art der dritten und der letzten Strophe des Gedichtes »Syringen« geben.

Zitronenfalter

Du so schwebend über sonnigen Hügeln
Falter hier mit den Zitronenflügeln,
sag, ob du erkannt mich als Bekannten,
Vater, Gatten oder sonst Verwandten,
daß du scheue Flamm' dich kannst erdreisten,
magisch dreimal um mich her zu geisten?
kommst du her von höhern Regionen,
wo die Frommen, wo die Sel'gen wohnen,
um verwandelt so im Wald der Buchen
mich und heil'ge Stätten aufzusuchen?

Syringen

Fast überirdisch dünkt mich euer Grüßen,
Syringen ihr, mit eurem Duft, dem süßen.
Nach Geisterweise weiß ich euch zu werten:
ein Duftgesang, er ist mir's von Verklärten.
Gott, wie ich doch in dieser blauen Kühle
der Blumenwolke hier mich wohligh fühle!
Süß heimlich ahnend, was hineinverwoben,
wie fühl' ich mich so frei, so stolz gehoben!
Bin ich es selbst, des einstig Erdenwesen
nun auch einmal zu solchem Glanz genesen?
Sind's meine Lieben, die, ach längst begraben,
in diesen Düften Fühlung mit mir haben?

Christian Wagner

Der Reim am Ende des folgenden prächtigen und völlig unbekanntes Gedichtes lautet im Original »Murren — purren«. Das niederdeutsche Wort (soviel etwa wie »erregen«, »einem keine Ruhe lassen«) würde heute diesen Schlußversen alle Kraft nehmen. Der Ersatz: »Zählen — quälen« ist dem Gedanken gewiß nicht zuwider und entspricht vielleicht noch besser der Vorstellung, daß einer wohl in der Hand umdreht und dem Bettler mißgönnt, was er ihm gibt, doch nicht dabei murt.

Lied eines Invaliden

Ihr guten Leute, hört mich an!
Ich bin ein alter Kriegermann,
Zerhauen und zerschossen!
Wär' was gesundes, außer Bauch
Und Maul an mir: wohl wär' ich auch
Zur Arbeit unverdrossen.

Doch schaut! Mir armen Grenadier
Sind leider! die drei Finger hier
Bei Torgau weggehauen,
Und kann nun drüber, daß ich muß
So müßig gehn, mich aus Verdruß
Nicht mal am Kopfe krauen.

Und als ich drauf mich bückte, um
Die Finger von der Erde, zum
Wahrzeichen aufzuheben,
Da fuhr mir eine Kugel, just
Hier oben, durch die linke Brust,
Kaum Fingerbreit vom Leben.

Nun hat der Feldscheer zwar geschickt
Mich wieder so zurecht geflickt,
Doch ohne mein Verlangen.
Was nun zu tun? Was fang' ich an?
Gebettelt alter Kriegermann!
Wo nicht? dich aufgehangen.

So fragt denn euren Herrn Pastor,
Ihr Leut', ob der will stehn davor,
Daß ich mich ohne Schaden
An meiner Seele, hangen kann:
Gleich hängt der alte Kriegermann
Am nächsten Bäckerladen.

Doch steht mir der dafür nicht ein,
Und muß es denn gebettelt sein,
So gebt mir ohne Zählen,
Was ihr mir geben wollt; denn ich,
Wenn gleich ein Krüppel, lasse mich
Von niemand lange quälen!

Leopold Friedrich Günther von Göckingk

Die Buchausgabe der Letzten Tage der Menschheit ist am 26. Mai im Verlag der Fackel erschienen. Sie hat — mit den Personenverzeichnissen, dem Vorwort etc. — 816 Seiten. Über die Entstehung unterrichtet die folgende Notiz:

»Der erste Entwurf der meisten Szenen ist in den Sommern 1915 bis 1917, das Vorspiel Ende Juli 1915, der Epilog im Juli 1917 verfaßt worden. Viele Zusätze und Änderungen sind im Jahre 1919 entstanden, in das auch der Druck der Akt-Ausgabe fällt. (Der Epilog erschien im November 1918.) Die durchgehende Umarbeitung und Bereicherung jener vorläufigen Ausgabe und der Druck des Gesamtwerkes sind in den Jahren 1920 und 1921 vorgenommen worden. Das Erscheinen wurde durch die ungeheure, immer wieder unterbrochene Arbeit der Ergänzungen und Korrekturen wie auch durch die materiellen Hindernisse der Nachkriegszeit verzögert.«

Die unermüdlichste Sorgfalt konnte Druckfehler nicht ausschließen. Noch während des Drucks sind zwei bemerkt und auf einem beigelegten gummierten Zettel berichtet worden: S. 51, Z. 17 v. u. anstatt »Dehmel«: *Demel* (derselbe Fehler aber auch auf S. 53, Z. 7 v. u.) und S. 684, Z. 15 v. u. anstatt »Bäumen, dessen«: *Bäumen, deren*. — Diese und die folgenden bis jetzt gefundenen Fehler mögen die Besitzer des Werkes korrigieren: S. XV links, Z. 10 v. u. anstatt »Kotellets«: *Koteletts*; S. XIX links, Z. 13 v. u. anstatt »Polzeinspektor«: *Polzeinspektor*; S. XXII links, Z. 16 anstatt »Fährich«: *Fährich*; S. XXIII, Z. 9 v. u. anstatt »Escheinungen«: *Erscheinungen*; S. 51, Z. 17 anstatt »Gienget«: *Ginget*; S. 60, Z. 13 v. u. anstatt »Patephon«: *Pathéphon* (dagegen ebenda Z. 2 v. u.: dasselbe kein Fehler); S. 74, Z. 16 v. u. anstatt »Tayllerand«: *Talleyrand*; S. 107, Z. 16 v. u. anstatt »Brdlog«: *Brlog*; S. 159, Z. 2 v. u. anstatt »Zwinkern«: *Zwinkern*; S. 240, Z. 16 v. u. anstatt »hielt«: *hielten*; S. 394, Z. 6 v. u. anstatt »gewungen«: *gezwungen*; S. 426, Z. 13 anstatt »rinkfeste«: *trinkfeste*; S. 540 Z. 5 anstatt »sind's«: *sind s'*; S. 666, Z. 1 anstatt »hat's«: *hat s'*; S. 674, Z. 7 (in einem Teil der Auflage) fehlt das Anführungszeichen vor: »*In*.

(Dagegen sind S. 44: »Schtandal«, S. 77: »Kaader« und S. 417: »Zwauundzwanzig« keine Druckfehler.)

Auf S. 518 ist in einem Teil der Auflage durch ein technisches Versehen das Notenklichee verkehrt eingesetzt.

Daß der Druck auf etlichen Seiten mancher Exemplare leider durchschlägt, muß als ein Schönheitsfehler, der bei Dünndruckpapier oft vorkommt, an den sich aber das Auge schnell gewöhnt, hingenommen werden.

Die neue Auflage, mit etwas stärkerem Papier, ist in Vorbereitung.

f
✓

In »Worte in Versen III«, S. 48, Z. 11 ist das Komma zu streichen: *zusammen durch*.

In »Worte in Versen V«, S. 65 in der Inschrift »Bessere Methode« ist in der vorletzten Zeile anstatt »nur begreifen« zu lesen: *nicht begreifen*.

In Nr. 572—576, S. 63, Z. 5 v. u. ist das Komma zu streichen: *fiel auf das*.

In Nr. 577—582, S. 43, Z. 3 anstatt »psychologische«: *psychologische*.

In Nr. 583—587, S. 14, Z. 4 anstatt »Kofka«: *Kafka*; S. 16, Z. 13 v. u. anstatt »es«: *er*; S. 51, Z. 11 v. u. anstatt »zwanzig bis«: *zwanzig-bis*.

In Nr. 588—594, S. 4 des Umschlags unten anstatt »vierfachen«: *fünffachen*; S. 3, Z. 16 anstatt »zerissenen«: *zerrissenen*; S. 35, Z. 2 v. u. anstatt »entschlöße«: *entschlösse*; S. 36, Z. 16 anstatt »Gleichgiltigkeit«: *Gleichgiltigkeit*; S. 44, Z. 10 anstatt »des«: *das*; S. 69, Z. 23 v. u. das Wort »von« zu streichen; S. 70, Z. 16 anstatt »Wilheminenberg«: *Wilhelminenberg*; S. 71, Z. 7 v. u. das Komma zu streichen: *Werke nicht*; S. 73, Z. 8 anstatt »nummeriert«: *numeriert*; S. 73, Z. 15 v. u. anstatt »Tagblatt«: *Tageblatt*; S. 74, Z. 17 v. u. anstatt »S 44«: *S. 44*; S. 77, Z. 21 anstatt »ber«: *aber*; S. 81, Z. 2 v. u. anstatt »Hammerling«: *Hamerling*; S. 83, Z. 16 v. u. anstatt »Hurra«: *hurra*; S. 84, Z. 2 anstatt »ergiebigste«: *ergiebigste*; S. 89, Z. 1 v. u. anstatt »Nr.«: *Nrn.*; S. 99, Z. 7 und 6 v. u. (in einem Teil der Auflage) anstatt »österreichische«: *österreichische*; S. 103, Z. 7 anstatt »Halbscheid«: *Halbscheid*.

Aber S. 5., Z. 5 lies nicht »Truppe« anstatt »Treppe«, sondern lies, wie dort steht: Treppe. Der Wunsch von gut einem Dutzend Lesern, daß es eine Truppe sei, kann leider nicht erfüllt werden. Denn erstens hat Herr Jeßner tatsächlich keine, sondern eben nur eine Treppe (ich habe das in Berlin jetzt wieder bei der urkomischen Aufführung des Grabbe'schen »Napoleon« festgestellt und bin nur tieftraurig, weil ich so bald nicht dazu gelangen werde, von diesem Gipfel — denn höher gehts nimmer — die Möglichkeiten des neuen Theaterwesens zu überblicken) und zweitens war eben die gemeint. Sie ist ein Fehler, allein ein Druckfehler ist sie nicht. Aber daß die berühmte Treppe doch so unberühmt ist, daß so viele Leute in Wien über sie stolpern und sichs noch was kosten lassen, um es bekanntzumachen, das sollte den Herrn Jeßner nachdenklich stimmen. Ich kann doch nicht jedesmal bei der Treppe eine Sicherung anbringen: »Achtung! Nicht stürzen! Das gibts!« Wohl aber kann er ein für allemal den Unfug aus der Welt schaffen. Seine Treppe ist kein Druckfehler. Aber er sollte sie berichtigen. Das ist er nicht nur der Sicherheit meiner Leser, sondern vor allem der seiner Zuschauer schuldig.

Nestroy und die Literaten

Da kann ich mich auf den Kopf stellen, bei der Literatur setze ich Nestroy nicht durch. Denn es gibt Leute, die sich noch immer von der Wendung der Frau v. Zypressenburg getroffen fühlen: »Wie verschwenderisch er mit zwanzig erhabenen Worten das sagt, was man mit einer Silbe sagen kann. Der Mensch hat offenbare Anlagen zum Literaten.« Dieses Urteil gilt aber einer Tirade von einer Genialität, an die ihr gesamtes Schaffen und Schreiben nicht heranreichen könnte, weshalb sie die Anspielung mit Fug ignorieren könnten.

»Ist sein Vater auch Jäger?« Titus: »Nein, er betreibt ein stilles, abgeschiedenes Geschäft, bei dem die Ruhe seine einzige Arbeit ist; er liegt von höherer Macht gefesselt, und doch ist er frei und unabhängig, denn er ist Verweser seiner selbst; — er ist tot.«

Die schon bei lebendigem Leib in dieser Verfassung sind, die Leute, die ihre Anlagen zum Literaten vollends durch die Tat offenbaren, haben etwas gegen Nestroy, wenn sie nicht zufällig es vorziehen, zu einem Gedenktag sich kompilatorisch mit ihm einzulassen. Herr Liebstöckl, ein elbisches Wesen, seltsam aus treudeutscher Gesinnung und einem beweglichen Geiste zusammengesetzt und in allen seinen Äußerungen bestimmt von der tragischen Sehnsucht des arischen Kritikers, auch einmal so jüdeln zu können wie die Herren Kollegen, »macht sich wenig daraus, daß es zum Getue und Geruder dieser holden Gegenwart gehört, Nestroy zu überschätzen«. Das geht gegen mich, wiewohl doch gewiß weder nachweisbar wäre, daß ich das mache, was die holde Gegenwart will, noch auch daß sie meinem Diktat gehorcht. Aber wie immer dem sein mag, für den Literaten »steht fest«, daß Nestroy »zu sehr vorbei ist und daß Vieles, was der geniale Mann schuf und besser spielte, als er es zu schreiben vermochte« — denn jener hat ihn zwar nicht gelesen, aber gesehen — »auf keinerlei Weise belebt werden kann«. Natürlich muß er als Kenner Nestroys sowohl wie Girardis einräumen, daß »zur Zeit, da Girardi noch lebte, ein Nestroyzyklus die selbstverständlichste Sache der Welt gewesen wäre«; aber heute — ? Da es sich nun freilich doch nicht von selbst verstanden hat, daß Girardi auch nur außer der Reihe Nestroy spielte, so bliebe nur die Erklärung, daß die Literaten weder den einen noch den andern verstanden haben. Das kommt aber schließlich von ihrem hohen Niveau, von dem sie sich unmöglich in solche Niederungen herablassen können. In der »Prager Presse« zum Beispiel, jenem expressionistisch orientierten Regierungsblatt, welches die Aufgabe hat, die Deutschen in Böhmen dadurch für die tschechische Sache zu gewinnen, daß es ihnen die deutsche Sprache in verhunztem Zustand darbietet, muß einer zwar zugeben, daß »in dem schamlos improvisierten Charakter der Nestroyschen Stücke eine gewisse geistige Großartigkeit steckt« — was ein

absoluter Unsinn ist — : »dennoch, zwischen erhöhten Punkten, schleift dieses Spiel durch breite Niederungen, die unerträglich albern sind«. Nun kann zwar eine Niederung nie so albern sein wie manches Urteil, das sich über sie erhaben fühlt, aber es bringt dafür auch sofort wieder alles in Ordnung, wenn es die Frage stellt:

Souveränität, sagen die einen, Schnabel eines in der Entwicklung wie das vormärzliche Wien stecken Gebliebenen, die andern?

Ich möchte, schon weils so schön gesagt ist, zu jenen zählen, die für den Schnabel optieren. Zumal angesichts des wirklich souveränen Standpunktes:

Wenn man viele Stücke von Nestroy hintereinander liest, hat man das entmutigende Gefühl, wie bei der Berührung mit einem untiefen Menschen.

Das habe ich mir immer ganz anders vorgestellt, da ich geglaubt habe, daß selbst wenn die Literaten nur ein einziges Stück von Nestroy lesen, sie das entmutigende Gefühl haben werden, nichts mehr schreiben zu sollen. Das Gefühl, zum erstenmal mit sich selbst in Berührung gekommen zu sein, also allerdings mit einem untiefen Menschen, und darob so zu erschrecken, daß auf sie die Definition, die Nestroy vom Federvieh gibt, nicht mehr Anwendung finden könnte, indem sie nämlich jeder Gelegenheit, die Feder in die Hand zu nehmen und dadurch etwas zu zeigen, fortan aus dem Wege gehen. Das haben freilich die Faktoren der Berliner Kritiker nicht nötig. Sie stehen Nestroy durchaus wohlwollend gegenüber. Da ich mir in Berlin einen Jux machen wollte, ging ich nicht in die Aufführung dieser Posse, sondern las die Rezensionen der Berliner Blätter. Ist es schon an sich drollig, das Kaliber jener »großen Kanonen« der dortigen Premierenkritik zu messen, deren Tragweite das ausschließliche Problem der Theaterwelt bildet, und zu beobachten, vor welcherlei Detonationen dort die Bühnenteleute — auch die so wenig hervorragenden »Prominenten« — zittern, so bietet die Herablassung zu Nestroy, wie sie der souveränen Kritiklosigkeit beliebt, gewiß eine bessere Unterhaltung als die Art, wie sich die Berliner Theater seiner annehmen. Ein heller Kopf, dem man nichts vormacht, der aber mit der literarischen Unzulänglichkeit des Wiener Autors dennoch nicht zu streng ins Gericht gehn will, also durch und durch Schaute, der ihn durchschaute, gibt zu, es sei »eine harmlos lustige Posse mit einigen hübsch gezeichneten Wiener Typen, die allerdings keine besonders charakteristische Ausprägung aufweisen. Wer kann z. B. den Hausknecht Melchior für den lebensklugen Narren halten, als den ihn Nestroy doch so gern ausgeben möchte? Erst in Karl Etlingers Händen wurde er in gewissem Grade dazu.« Im Gegensatz zum Wiener Kollegen ist hier also immerhin die Ansicht vertreten, daß Manches,

was Nestroy schuf und Etlinger besser spielte, auf solche Weise doch belebt werden kann. Weit konzilianter noch als dieser, nicht alles verstehend, jedoch verzeihend, ist indes ein anderer Theaterrichter, der Nestroy schlicht den »guten alten Wiener Tolpatsch« nennt. Auch dieser Mensch, wiewohl er sich gewiß nicht zu verschwenderisch ausdrückt, hat offenbare Anlagen zum Literaten. Aber fast hätte ich mit einer einzigen Silbe gesagt, was da zu sagen der Feder übrig bleibt.

Was man zu tun bekommt, wenn der Beruf, der das Schandgewerbe ausübt, einen — wie es in Deutschland leider doch manchmal geschieht — mit seiner Aufmerksamkeit beehrt:

6. April 1922

An die
Redaktion des »General-Anzeiger«

Dortmund.

Sie haben in Ihren Nummern vom Sonnabend 11. März und der folgenden Sonntags-Ausgabe in zwei Leitartikeln den Aufsatz »Er« aus der Fackel Nr. 583-87 (Dezember 1921) mit Veränderungen und solchen Weglassungen, die Sie nicht einmal durch Punktierung andeuteten, unter dem Titel »Goethe in Karlsbad, Dem Reichspräsidenten Fritz Ebert gewidmet« widerrechtlich nachgedruckt. Abgesehen davon, daß auf dem Umschlag dieses wie jedes Heftes der Fackel der Vermerk »Nachdruck verboten« angebracht ist, durften Sie ohne Zustimmung des Verlags oder des Herausgebers der Fackel bzw. Autors des Aufsatzes diesen nicht nachdrucken. Die Zustimmung wäre allerdings in keinem Falle erfolgt und ganz gewiß nicht zum Zweck der Verarbeitung für eine Tendenz, die den Gedanken der Arbeit auf eine peinliche Art vergrößert und den Eindruck erweckt, daß die Absicht des Verfassers keine andere sei als die Ihre, nämlich Goethe für unwürdig zu erklären, von dem Herrn Präsidenten Fritz Ebert gefeiert zu werden. Nebst dem schweren autorrechtlichen Eingriff, der allein schon durch diese trostlose Verzerrung gegeben ist, liegt auch noch die Verstümmelung des Textes selbst vor, der nun durch Verkürzungen und gleich durch die falsche Zitierung des Anfanges: »Goethe besang zunächst . . .« (der so nicht lautet) Stilwidrigkeiten, mindestens nach dem Maßstab der Fackel, aufweist. Vor allem ist jedoch durch die fast ausschließliche Zitierung der Teile, die sich auf die Karlsbader Gelegenheitsgedichte beziehen, eine gröbliche Verfälschung des Grundgedankens bewirkt. Der Nachdruck wird aber auch durch die Art, in der Sie sich auf die Quelle beziehen, zu einem schweren Eingriff in die Autorrechte. Aus dem zweiten Artikel ist überhaupt nicht zu entnehmen, woher er stammt, und viele Leser, die nur diesen zu Gesicht

Sala ✓
bekommen haben, mußten ihn für einen Origin^{al}artikel Ihrer Zeitung halten, während manche, welche die darin enthaltenen Sätze aus der Fackel kannten, vermuten konnten, Sie hätten sich das fremde geistige Eigentum angeeignet, ohne überhaupt den Eigentümer zu nennen. Wie z. B. der Leser, der uns zuerst auf den Fall aufmerksam gemacht hat und auf dessen Einsendung hin wir uns auch den ersten Artikel verschafft haben. In diesem ist nun die Quelle ganz unscheinbar in der Erklärung vermerkt, daß Sie die Karlsbader Gedichte »nach einer Darstellung in der 'Wiener Fackel' von Karl Kraus wiedergeben wollen«. Wozu zunächst zu bemerken ist, daß selbst diese Spur einer Quellenangabe falsch ist, da die Fackel nicht »Wiener Fackel«, sondern eben »Die Fackel« heißt. Wenn Sie diese von deutschen Tratschblättern gleichen Namens unterscheiden zu müssen geglaubt haben, so hätten Sie darum doch nicht den Titel verändern dürfen.

Sie haben nun, im vollen Bewußtsein der Unrechtmäßigkeit Ihres Vorgehens, es unterlassen, auch nur nachträglich dem Geschädigten davon Kenntnis zu geben, indem Sie weder ein Nachdruckshonorar noch auch ein Belegexemplar schickten, und wir verdanken nur dem Umstand, daß es in und um Dortmund außer Ihnen noch Leser der Fackel gibt, die Kenntnis dieses selbst in der deutschen Journalistik ungewöhnlichen Falles. Wir fordern Sie nunmehr auf, binnen acht Tagen vom Tage des Empfanges dieses Schreibens 1. in Ihrem Blatte die Erklärung zu veröffentlichen (und uns einen Beleg zu übermitteln): daß Ihre zwei Leitartikel nur Bruchstücke des Aufsatzes aus der »Fackel«, die nicht »Wiener Fackel« heißt, enthalten haben und auch diese nicht durchaus im Wortlaut des Originals; wobei wir Ihnen die Feststellung, die wir im Wege des gerichtlichen Verfahrens ohne Zweifel erreichen könnten, ersparen wollen, daß der Nachdruck widerrechtlich, weil ohne Erlaubnis des Verlags der Fackel, erfolgt ist. 2. den Betrag von 2000 Mark zu übersenden, die wir der »Österreichischen Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland« zuwenden werden, gemäß unserem Prinzip, alle für unberechtigte Nachdrucke oder Vorträge erworbenen Honorare wohlthätigen Zwecken zukommen zu lassen. Wir ersuchen Sie, diesen Betrag entweder direkt an die oben genannte Stelle (Wien I., Hofburg Michaelertor) oder an unsere Adresse gelangen zu lassen.

Sollten Sie nicht gewillt sein, auf diese Forderungen einzugehen, so werden wir unverzüglich einem Dortmunder Rechtsanwalt die Sache anvertrauen.

Verlag »Die Fackel«.

24. Mai 1922

An die

Redaktion des »Generalanzeiger«

Dortmund.

Sie haben uns am 27. April mit Postanweisung den Betrag von K 50.000.— übersandt, die wir der Aktion für die

Hungernden in Rußland zugeführt haben. Damit erscheint, wenngleich mit einiger Verspätung, die zweite unserer Forderungen erfüllt. Wir hatten uns bereits mit einem Dortmunder Anwalt in Verbindung gesetzt und werden ihm nunmehr unsere Vollmacht erteilen, wenn Sie nicht auch die erste Forderung erfüllen: in Ihrem Blatte die Erklärung zu veröffentlichen, daß Ihre zwei Leitartikel nur Bruchstücke eines Aufsatzes aus der in Wien erscheinenden »Fackel«, die nicht »Wiener Fackel« heißt, enthalten haben und auch diese nicht durchaus im Wortlaut des Originals. Wir können die Forderung erst als erfüllt ansehen, wenn uns das Belegexemplar vorliegt.

Verlag »Die Fackel«.

Obwohl nun das unanständige Blatt — wie immer man es bezeichnen mag, kommt so ein Pleonasmus heraus — durch die Bezahlung der Summe die Unrechtmäßigkeit seines Vorgehens zugegeben hat, hat es die Forderung, sie auch öffentlich einzubekennen, ignoriert, offenbar darauf vertrauend, daß man doch die Plage einer Prozeßführung scheuen werde. Das ganze Gewerbe lebt ja schließlich von der Hoffnung, daß man sich »mit ihnen nicht herstellen wird«. Sie wäre in diesem Fall sicher enttäuscht worden — der Anwalt war umso lieber bereit, als auch ihm selbst der Dortmunder Generalanzeiger schon Artikel entwendet hat —, wenn nicht ein Zwischenfall eingetreten wäre. Wilhelm II. nämlich, der jetzt auf den Altenteil einer Privatehre gesetzt ist und dessen Rechte so gründlich ausgenießt, daß er sich sogar vom Deutsch des Herrn Sternheim getroffen fühlt — wiewohl doch Caesar supra grammaticam stehen sollte —, Wilhelm II. also hat soeben unter anderen Zeitungen den Dortmunder Generalanzeiger wegen Beleidigung verklagt. Er hat den Prozeß vor dem Weltgericht verloren und glaubt jetzt bei allen möglichen Land- und Kammergerichten berufen zu können. Ist es nun an und für sich schon ein Verdienst um die Menschheit, Wilhelm II. beleidigt zu haben — ein Verdienst freilich, das sich der Dortmunder Generalanzeiger nur durch unbefugten Nachdruck erworben haben kann —, so wäre es geradezu unerträglich, Schulter an Schulter mit Wilhelm II. gegen eine Zeitung zu prozessieren. So schimmernd könnte gar keine Wehr sein, daß mir angesichts dieses Bundesgenossen nicht der Appetit auf den Endsieg in dem mir aufgezwungenen Verteidigungskrieg vergehe. Ich begnüge mich also dem Dortmunder Generalanzeiger gegenüber mit der Kriegsentschädigung, die er bereits an Rußland gezahlt hat, und mit der indirekten Feststellung seines Übergriffs, von der hoffentlich jene erfahren werden, die staunend die Verunehrung meiner Arbeit wahrgenommen haben. Der Rechtsfall ist erledigt. Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Ameronger und Journalisten. Und da bleibe ich neutral und hoffe, daß sie einander bis zum letzten Hauch von Mann und Roß besiegen werden.

Aus »Emil« von Jean Jacques Rousseau:

Ihr verlaßt euch auf die gegenwärtige gesellschaftliche Ordnung der Dinge, ohne daran zu denken, daß diese Ordnung unvermeidlichen Veränderungen unterworfen und es auch unmöglich ist, die Revolution vorauszusehen und zu verhindern, welche eure Kinder treffen kann. Der Große wird klein, der Reiche arm, der Monarch Untertan. Wir nähern uns einer Krisis, dem Jahrhundert der Revolutionen. Es ist unmöglich, daß die großen Monarchien Europas noch lange dauern. Wer kann euch dafür gutstehen, was dann aus euch wird? Was Menschen geschaffen, können Menschen zerstören; nur der von der Natur aufgeprägte Charakter ist unveränderlich, und die Natur schafft weder Fürsten, noch Reiche, noch große Herren. Was wird dann in seiner Erniedrigung jener Satrap anfangen, welchen ihr nur für einen hohen Stand erzogen habt? Was in seiner Arbeit der Generalpächter, der nur von seinem Golde lebt? . . . Glück- lich der, welcher es dann versteht, den Stand zu verlassen, welcher ihn verläßt, und ein Mensch zu bleiben, dem Schicksal zum Trotz!

*

Buckle, Geschichte der Zivilisation in England I.:

1696 erschienen die einzigen Zeitungen, die es gab, wöchentlich; die erste Tageszeitung erschien während der Regierung Annas. 1710 begannen sie an der Erörterung politischer Themen teilzunehmen, nachdem sie bis zu dieser Zeit ausschließlich Neuigkeiten mitgeteilt hatten. Da dieser Veränderung sehr wenige Jahre vorher die Einführung billiger politischer Flugschriften vorausgegangen war, wurde es klar, daß eine große Bewegung für die Verbreitung solcher Erörterungen begonnen hatte. Zwanzig Jahre nach dem Tode Annas war die Umwälzung vollkommen und die Presse war, zum erstenmal in der Weltgeschichte, zu einem Exponenten der öffentlichen Meinung geworden. Die früheste parlamentarische Bemerkung über diese neue Macht, der ich begegnet bin, ist in einer von Dan vers 1738 gehaltenen Rede; sie ist wert erwähnt zu werden, weil sie eine Epoche anzeigt . . . »Ich aber glaube«, sagt dieser hervorragende Gesetzgeber, »daß das Volk von Großbritannien von einer Macht regiert wird, von welcher als einer obersten Autorität bis nun in keinem Zeitalter und in keinem Lande je die Rede war. Diese Macht ist nicht der unbeschränkte Wille des Fürsten oder die Leitung durch das Parlament, nicht die Stärke einer Armee oder der Einfluß des Klerus; noch ist es eine Unterrockherrschaft. Sondern es ist die Herrschaft der Presse. Das Zeug, mit dem unsere Wochenblätter angefüllt sind, wird mit größerer Ehrerbietung aufgenommen als die Gesetze des Parlaments; und die Meinungen eines dieser Sudler haben mehr Gewicht als die Anschauungen des besten Politikers im Königreich.« (Parliamentary History of England X. 448)

Die Zeitung

Weißt du, der du die Zeitung liest,
wie viele Bäume mußten bluten,
damit geblendet von Valuten
du dein Gesicht in diesem Spiegel siehst,
um wieder dich an dein Geschäft zu sputen?

Weißt du, der du die Zeitung liest,
wie viele Menschen dafür sterben,
daß wenige sich Lust erwerben
und dafür, daß die Kreatur genießt
der Kreatur unsägliches Verderben?

Und kannst du, wissend, doch die Zeitung lesen?
Verhängt das Blatt des Tags dir nicht das Licht?
Wie wächst der Trug gewaltig zum Gewicht
und drohend dieser Schein zum Wesen!
Ich seh den Wald vor lauter Blättern nicht!

Sonntag

Die Welt ist neu, wir wollen Anteil nehmen.
Aus Blut erblüht. Und immer wieder Rosen.
Wir haßten, um zu kosen.
Wir wollen uns zum Glück bequemen.

Und euch gelingts; und wie es immer sei,
ein jeder trifft und jeder führt's am Arm.
Daß Gott erbarm!
Der meinige ist frei.

Weiß, wie es kam, und daß der Tag vergeht
und daß er Platz macht andern Tagen.
Und eure Kinder werden einst erschlagen.
Wie viel ist's an der Zeit? Zu spät.

Kärntnerstraße

1918

Da kroch einer mit zerbrochenem Rücken
auf zwei Krücken.
Das war einer von den Helden, den Recken;
man muß' ihm das Geld in die Tasche stecken.
Da trat Einer aufrechten Schritts aus dem Sacher,
jeder Zoll ein Macher.
Die Annalen werden an ihn erinnern;
es war einer von unsern Kriegsgewinnern.
Er kam gerade vom Mittagessen
und konnte es nicht vergessen,
denn er hatte zwischen den Zähnen eine Lücke,
da war Platz für eine Krücke.
Und im Maule das Holz
schritt er stolz
durch das Spalier von Helden und Hungerleidern
und sonstigem Volk mit zerrissenen Kleidern.
Und sie sahen ihm nach und sie sagten: Seht,
wie sieghaft er über uns Leichen geht.
Denn wir ändern, wir sind ja doch heute
nichts als durch den Krieg ruinierte Leute.
Wer aber heute so ausschreiten kann,
der ist durch den Krieg ein gemachter Mann;
ders mit Recht noch verübelt, daß ihm die Leichen
nicht in der Lage sind auszuweichen
und daß man ihm nur im Wege steht,
wenn er vom Fressen wieder ans Geldmachen geht.
Und da schritt Einer, auch der schien nicht faul,
doch hatte er eine Importe im Maul.
Wir ändern, die wir kein Essen brauchen,
wir haben schon lange auch nichts zu rauchen.
Er fühlt, es trifft ihn manch flehender Blick;
denn wer ersehnte sich heut keinen Tschik?
Und er blickt in die Runde — Bewerber genug! —
und macht noch im Suchen manch kräftigen Zug.
Doch wie er den zerbrochenen Rücken sieht,
regt sich das Gemüt.

auch lange schon

Ja, das ist einer von unseren Braven,
 der hat vor dem Feind gewiß nicht geschlafen,
 der ging immer druff, der fiel immer feste —
 dem spendier' ich den Rest vom Zigarrenreste!
 Den armen Leuten gehts jetzt an den Kragen,
 da gilt es sein Scherflein beizutragen.
 Und so, mit der Nächstenliebe im Sinn,
 wirft er den Stummel dem Stummel hin.
 Der möchte sich gerne noch tiefer bücken,
 doch hindert ihn der zerbrochene Rücken.
 Gleich stürzt herzu ein wilder Haufen
 von Toten, die um den Stummel raufen,
 darunter auch Helden und Bettelkinder,
 den Leuten gehts schlecht, das sieht doch ein Blinder.
 Nur die Blinden, die gleich daneben stehn,
 die haben es dennoch nicht gesehn.
 Und vor denen braucht man sich auch nicht zu
 schämen,
 denen könnte man statt zu geben noch nehmen.
 Doch jener hat Herz und wirft auf den Teller,
 ihm kommts nicht drauf an, gleich mehrere Heller;
 und sieht sich, da es der Blinde nicht sieht,
 nach Zeugen um für sein gutes Gemüt.
 Die Zigarre geopfert und — ist's nicht genug? —
 dazu nun noch jetzt dieser schöne Zug! L's
 Da bleiben die Leute staunend stehn,
 denn so etwas haben sie noch nicht gesehn. ✓
 Und jener sieht sich die Wirkung an
 und denkt: So ist es wohlgetan.
 Man möchte gern öfter die Leute beschenken,
 doch muß man ja auch an sich selber denken.
 Man lebt nicht allein zur Gemüts-erbauung,
 und allzuviel Hunger ist ungesund;
 man kann doch nicht allen helfen und
 es stört einem schließlich die Verdauung.

Der Tag

Wie der Tag sich durch das Fenster traut,
schau ich auf den Platz,
staunend, daß der Nacht
noch ein Morgen graut,
die ich so durchwacht
ohne Freudenlaut,
aber immer bauend Satz auf Satz.

Wie der Blick sich durch das Fenster traut,
geht ein Wagen, geht,
langsam geht er hin
ohne Klagelaut.
Liegt ein Toter drin,
eine arme Haut.
Und ich geh zurück an mein Gebet.

Dialog

»Sag mir, wie lange währt die Ewigkeit?«

»Nicht länger, als den Augenblick
das Glück,

das ich empfangen und gewähre.«

»Nicht die! Die andre, die auf Zeit;
die du versprachst,

eh du die Treue brachst.«

»Versprach ich sie auf Ehre?

Du Tor, da ich sie dir versprach,

da war ich doch so schwach, nicht weniger schwach,

als später, da sie nach und nach,

ich weiß nicht wie, 's ist eine Ewigkeit,
und heut

ist's mir unendlich leid,

mir brach.

Sei's wie es sei,

dies Glück ging mir vorbei zum Glück.

Und da es doch vorbei,

ist's einerlei

im Augenblick.

Auf den, bei meiner Ehre,

auf den nur kommt es an, von Zeit zu Zeit,

und ach, er währt, den ich empfangen und gewähre,

glaub mir, so lange wie die Ewigkeit!«

Vorlesungen

Wien

Renaissance-Bühne, 19. Februar, 3 Uhr:

I. Die Reichspost und der Krieg. — Szene: Zwei Verehrer der Reichspost, schlafend. — Der Fürst von Ragusa / Epilog. — Dorfkirchl schaut zu. — Wien im Lichte Molières. — Wiener Faschingsleben 1913. — Die Welt der Plakate.

II. Das Erdbeben. — Das Ehrenkreuz. — So siehste aus / Wahrung berechtigter Interessen. — Mythologie. — Der junge Springinsgeld / Allerlei russische Mahlzeit. — Alles, nur nicht die Gobelins!

Ein Teil des Ertrags für eine Notleidende. — Der Erlös des Programms für die Rettungsgesellschaft.

Ebenda, 5. März, 3 Uhr:

I. Aus: Der Journalismus. Von Honoré de Balzac (Nr. 283/84). — Die Zeitung. — Ostende, erster Morgen. — Dorfkirchl schaut zu. — Faschingsleben 1913. — Der Biberpelz. — Alles, nur nicht die Gobelins!

II. Monolog des Nörglers (V. Akt; zum 1. Mal vollständig)

III. Kärntnerstraße 1918 / Die Grüngkleideten. — Szenen: Volksschule I. Akt / Volksschule V. Akt. — Franz Joseph. — Vorbemerkung. Szene: Schönbrunn, Arbeitszimmer.

Ein Teil des Ertrags wurde einer Sammlung für die russische Hilfsaktion des 'Prager Tagblatt' unter der Chiffre »Rosa Luxemburg« zugeführt. — Der Ertrag des Programms fiel der Österreichischen Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland zu.

Zwischen »Franz Joseph« und »Schönbrunn, Arbeitszimmer«: Ich lasse auf dieses Porträt nun zum ersten Male die Szene aus den »Letzten Tagen der Menschheit« folgen, in der die Gestalt in ihrem vollen Totleben dargestellt wird in den Strophen eines tragischen Couplets, jenes lebenslänglichen Lieds, jener unendlichen Melodie, welche zugleich Biographie ist und ein weltgerichtliches Protokoll über den siebenzigjährigen Verwesungsprozeß eines Reiches. Nicht Franz Joseph ist es, sondern der leibhaftige habsburgische Dämon, der, die Züge eines guten alten Herrn tragend, die Welt unter den Trümmern des eigenen Staates begraben hat. Ein Lemur erscheint uns und sich selbst im Schafe und siebenzig Jahre des Reichsjammers singen ihr Miserere. Daß er alles reichlich erwogen hat, aber nichts dafür kann — das eben ist die letzte, grausigste Tragödie, die ihm nicht erspart geblieben ist.

Festsaal des Ingenieur- und Architektenvereines, 10. März, 7 Uhr:

Der Zerrissene, Posse mit Gesang in drei Akten von Johann Nestroy.

[Das Entree des Herrn von Lips: »Meiner Seel, 's is a fürchterlich's G'fühl, wenn man selber nicht weiß, was man will« (I. Akt) und seine beiden Couplets: »Sich so zu verstell'n, na da